

Studienreise Barcelona



23.11.2016 – 27.11.2016

Vergänglichkeit & Wandel

Was ist die Psychoanalyse heute? Wie bewegt sie sich und wohin geht sie? Was bedeutet sie für die Gesellschaft – für mich?

Fragen, die wie stetige Begleiter mit mir durch die Gassen von Barcelona ziehen, nach Antworten suchen und in den verschiedenen Begegnungen dann auch laut werden. Worte diese zu beantworten fallen auch den gestandenen Analytiker*innen schwer und doch schwingt oft ein wissendes Lächeln mit, das für Hoffnung und Zuversicht oder Vertrauen in „die Sache“ steht und die starken Zweifel mildert. Ob am alten Holztisch von Raimund Herder, der mit seinem Verlag immer weiter an der Publikation psychoanalytischer Literatur festhält, einem ambitionierten Zusammenschluss von Psychotherapeut*innen, die gerade Projekte mit psychisch erkrankten Obdachlosen in Gang bringen oder in knall pinken Seminarräumen der „unbeschwerten Relationisten“.

Während sich Eindrücke und Gespräche in meinem Kopf sammeln, laufen wir über den hochmodernen und durchgeplanten Olympiapark, hinauf zu einem der Stadtberge auf denen der große Friedhof „Cementiri de Montjuïc“ thront. Hohe Steinmauern bauen sich vor uns auf, werden überwuchert von Kletterpflanzen. Hin und wieder leuchten uns blaue Blüten aus den Steinritzen entgegen. Innerhalb der Mauern wartet auf uns der Tod. In Form eines Labyrinths dessen Gänge von hoch aufeinander gestapelten Grabkammern gebildet werden. Die Wände ragen fast bedrohlich an den Seiten empor und während ich mir die unzähligen verwirkten Leben bewusstmache, erdrückt mich die Gewissheit der Endlichkeit des eigenen Lebens beinahe. Wir laufen an geschmückten Fenstern vorbei, an vergilbten Bildern und vertrockneten Blumen. Hier und da eroberte sich die Natur zentimeterweise Land zurück, verschlingt Plastikskulpturen und Grabsprüche, verwandelt die Steinkammern in wunderschöne wilde Gärten.



Auf der obersten Etage
angelangt scheint der
Himmel zum Greifen
nah; der Blick reicht über
die Stadt, den
Industriehafen und das
ruhige Meer. Jeder hängt
seinen eigenen Gedanken
nach während die
Novembersonne uns mit
ihren Strahlen wärmt.



Die Abenddämmerung
legt ihren dunklen Schleier
über die Stadt und erweckt zugleich unzählige Lichter zum Leben, die die
Wasserfontänen der Brunnen in bunte Schauspiele verzaubern, kunstvolle Häuserfronten
anleuchten und Palmen als Weihnachtsbäume verkleiden. Während der Verkehrsstrom
des Tages langsam zum Erliegen kommt, tummeln sich in den Straßen lauter Menschen.
Man trifft sich zu Tapas und Wein oder schlendert über die Strandpromenade.



Ich stehe vor der imposanten
„Sagrada Familia“.
Schummriges Licht wirft einen
Schatten auf die Baugerüste und
Bauplänen, die wie die über 100
Jahre alten Türme schon fest zu
ihrem Antlitz dazugehören.
Während ich mir die Jahrzehnte
Arbeit vorstelle, die vielen
Arbeiter, Visionäre, kreative
und geistreiche Köpfe, die an
der Gestaltung mitgearbeitet

haben und es immer noch tun, kommen mir die Gedanken von Vergänglichkeit und
Wandel wieder in den Sinn. Sie ziehen sich wie ein roter Faden durch diese Reise. Die
Psychoanalyse kommt mir auch wie ein solches Gebilde vor. Alt und schwer und doch nie
zu einem Ende kommend, auf deren festen Grund immer neue Gebilde erschaffen werden
- es hat etwas beruhigendes, friedliches an sich: der Gedanke des „sich Bewegens“ ohne
die Utopie der Vollendung.

Julia Schumann
Barcelona, 23.11.2016 – 27.11.2016



Leben, gelebt haben, weiter wohnen

Wenn du in einer Stadt ankommst, kannst du nicht wirklich beeinflussen, welche Orte du zuerst siehst, welche dir auffallen. Du wirst in der Stadt bald überall finden: Orte, die ein eindeutiges Gefühl transportieren. Orte, die dir in ihrer Ästhetik gefallen. Oder nicht gefallen. Du wirst auch finden: Orte, an die du dich deshalb noch erinnern wirst, weil du sie nicht sofort verstehst, sie aber interessant findest. Letzteres sind Orte, die mehr zu sagen haben. Oder du eben über sie.

Den Ort, den als erstes in Barcelona wahrgenommen habe, habe ich zwei Tage lang für etwas Anderes gehalten, als er eigentlich war. Auf der Autofahrt vom Flughafen zum Stadtzentrum jagte unser Taxi auf der Schnellstraße entlang, rechts der Industriehafen, von dort fahren Schiffe nach Genua, nach Ibiza, nach Tanger und auf einem der Hügel links von der B10 thronte auf einmal dieses seltsame Bauwerk. Es schienen bestimmt 8, vielleicht 10 Stockwerke zu sein, aus denen sich dieses kastenförmige Gebäude zusammensetzte. Es war imposant. Es glich einem riesigen Bienenstock, der dort an die Seite des kleinen Berges geheftet worden war. Das Tageslicht brach sich in den hunderten kleinen quadratischen Scheiben und es war nicht erkennbar, was sich wohl dahinter befand. Seltsam war, dass, obwohl ich wohl wegen eben dieser Imkerassoziation eigentlich damit rechnete, dass menschliche Lebewesen sekundlich wie die Bienen in das Gebäude ein- und wieder hinausströmten, der gesamte Ort in Wirklichkeit sehr, sehr still dalag. So ausgestorben, wie man das einige hundert Meter abseits der größten Bundesstraße eben behaupten konnte. Obwohl Nieselregen hinabfiel, glänzte die Steinfassade in einer warmen Farbe und es schien, als warteten all die Fenster nur darauf, dass die richtige Tageszeit käme und damit auch seine Bewohner zurückkehrten. Ich hielt es für eine Ansammlung von auf engstem Raum konzipierten Sozialbauten.

Es war jedoch, wie sich später herausstellte, der Cementiri de Montjuïc, ein in den 80er-Jahren des 19. Jahrhunderts gebauter Friedhof der Stadt Barcelona, über den wir dann später aus purem Zufall bei einem Spaziergang stolperten.

Ich habe durch den Lauf der Dinge als Kind nicht wenig Freizeit auf einem deutschen Friedhof verbracht. Mein Großvater starb, als ich etwa drei war, das ist nichts Ungewöhnliches. Während meine Mutter danach oft stundenlang auf dem besagten Friedhof in zerschlissenen Jeans Erde umschichtete und mit hornhäutigen Fingern Rosenbüsche beschnitt und hin und wieder den Grabstein mit einer groben Bürste scheuerte, war ich meist dabei, holte in Plastikgießkannen Wasser vom Hahn oder saß einfach daneben, sah mir die Grabsteine der Nachbarn an und sammelte Kastanien auf der Nachbarwiese. Ich habe so sozusagen den Friedhof backstage erlebt - also jenseits der 10 feierlichen Besuchsminuten in geputzten Schuhen und wehmütigem Gesichtsausdruck. Und außerdem habe ich begonnen, im Tod keinen meuchelnden, boshaften und kriminellen Sensenmann zu sehen. Stattdessen haben alle Erfahrungen dazu geführt, dass der Tod für mich etwas ist, vor dem man keine Angst haben zu braucht. Ich mag nicht weg von hier, versteht mich nicht falsch. Aber ich finde es ganz angenehm, dass der Tod zu einem schweigsamen Wesen, dessen schlichte Aufgabe darin besteht, zu jedem irgendwann einmal zu treten und ihn an die Hand zu nehmen. Davor, weiß ich, kann Schmerzhaftes und Schlimmes sein: die Krankheiten, die Unfälle, die Ängste selbst und auch die Sorgen, sie alle sind brutal. Der Tod an sich aber ist es nicht, er kommt erst danach, er ist immer behutsam und ich möchte gerne glauben und habe mich vielleicht selbst erfolgreich überzeugt: es gibt kein Schreckensreich, in das er uns entführen wird. Ich kann Friedhöfe daher mit einem weitergehenden Interesse betrachten. Und ich jedenfalls finde, bei allem, ich darf so großwahnstinnig sein und mich ein bisschen Expertin in Todessachen nennen. Hätten wir das geklärt.

Wie wohnt man? Wie wohnt man, wenn man gestorben ist?

Der Ort, an dem man nach dem Tod bleibt, ist alles andere als bedeutungslos. Zum einen gibt es oft eine Verbindung zum Lebenslauf, die sich in der individuellen Ausgestaltung des Grabes ausdrücken oder durch die geographische Lage der letzten Ruhestätte sichtbar werden kann. Einigen Verstorbenen wird etwa ein Grab ausgesucht, das direkt in die Himmelsrichtung ihrer ehemaligen Wohnung zeigt; Menschen möchten oft in jener Stadt begraben werden, in der sie sich am meisten Zuhause fühlten, manchmal kann es auch der Geburtsort sein, in all diesen Fällen unterstreicht das Grab die persönliche Verwurzelung im Leben. Und dann die architektonischen Gegebenheiten eines Friedhofs... auch sie sind wichtig. Wie viel räumliche Nähe zu anderen Personen wird ermöglicht? Und ein besonders häufiger letzter Wunsch ist es, nach dem Tod nahe bei vertrauten ebenfalls Verstorbenen zu bleiben – Ein Minimum an örtlichen Barrieren sozusagen, für die Hoffnung auf das Zusammensein

nach dem Tod. Zum anderen bietet jeder Friedhof, wie es jeder Ort allgemein tut, immer eine spezifische Atmosphäre.

Wenn man den Cementiri de Montjuïc betritt, sieht man vor sich eine hohe, sehr hohe Wand aus Stein und Zement. Darin, so kann das Auge erst nach einigem Hinstarren begreifen, befinden sich - feinsäuberlich aneinandergereiht wie Schubladen einer enormen Kommode- Reihen um Reihen und Etagen um Etagen von Grabstätten. Jedes Grab besitzt eine eigene Fensterscheibe, die vor einer Trennwand aus Stein angebracht wurde, die das Innere des kleinen Raumes abschirmt. Es ist somit eine Art angetäushtes Fenster, ein blindes Fenster, das damit vielmehr einer Schaufensterauslage gleicht. So wurden auch tatsächlich die meisten der Gräber in diesen wenigen Zentimetern zwischen Stein und Glas mit allerhand Dekoration ausgestattet, zweifelsohne von den Hinterbliebenen. Wahlweise sind Fotos, Plastikblumen, goldene Vasen, grelle Plüschtiere zu sehen, meist alles gemeinsam, sodass die Aufschrift mit dem Namen dahinter meist nicht zu erkennen ist. Die Menschen, die ihr Grab auf dem Cementiri de Montjuïc gefunden haben, sind zahlreich. Ist man die Gasse zwischen den ersten beiden Grabwänden entlanggelaufen, gelangt man zu einer Treppe, die sich nach oben windet, neben der Treppe ebenfalls eine mehr als baumhohe Grabwand, die einen nach oben geleitet, auf die nächste Ebene des Friedhofs. Dort wieder: Gassen um Gassen gesäumt von Steinwänden, gefüllt mit Grabkammern, wie sehr viele überdimensionale Setzkästen. Die nächste Treppe, die nächste Ebene ... und die nächste. Ganz oben auf dem Hügel weht ein leichter Wind und hinter der letzten hochgeschossenen Fassade blinken Containerschiffe und das Meer auf. Während die schiere Nähe der Toten auf den bisherigen Etagen ein eigenartiges Gefühl sozialer Enge hervorruft, genießen diese obersten Gräber fast unverschämte Freiheit. Meeresbrise, Himmelsblick. Eine Möwe sitzt da und kreischt.

Es gibt allein in Deutschland natürlich viele unterschiedliche Typen von Friedhöfen. Von abgeschiedenen Waldfriedhöfen über solche mit steinernen Gruften und berühmten Namen auf den Steinen, bis zum klassischen Gemeindefriedhof hinter der Stadtteilkirche. Ihnen allen ist gemein, dass die Toten in der Regel bedeckt wurden von Erde, von Steinen, von Pflanzen, die auf dieser Erde und zwischen den Steinen neu wachsen.

Ich, mit meiner Bestattungs-Sozialisation auf deutschen Friedhöfen, bin es außerdem gewohnt, dass sich das Leben dort für die eigentlichen Protagonisten (das sind sie doch, oder? Wollen wir die Toten die eigentlichen Protagonisten nennen?) – dass sich ihr Spielfeld jedenfalls im Souterrain abspielt. Im untergelagerten Erdgeschoss, Level -1. Auf allen deutschen Friedhöfen, die ich kenne, werden die Toten in irgendeiner Form tief unter der Erdoberfläche bestattet.

Ich weiß von unterschiedlichen Vorstellungen zu verschiedenen Formen des Bestattet-Seins. Mein Vater beispielsweise sagt, er empfinde bei der Vorstellung der Erdbestattung ein Gefühl der Geborgenheit. Es sei bestimmt tiefenentspannt, immerhin könne man fortan immer nur liegen! Meine Mutter fügt hinzu, sie habe ein wenig Sorge, dass die Gemütlichkeit zu wünschen übriglasse, vielleicht werde es zu kühl. Ihre Lösung für dieses Problem ist in diesem Fall die Mitnahme eines großen warmen Federbettes. Ich kenne auch Menschen, die bei der Vorstellung einer Erdbestattung schnell ein ängstliches Beklemmungsgefühl entwickeln. Oder Ekel vor erdigem Getier. Eine Nachbarin hingegen freut sich insgeheim ein wenig auf ein Gefühl von quasi-Bourgeoisie, das sich einstellt, wenn sie an all den Platz denkt und sich den Sarg vorstellt, der dann nur ihr gehört. Feuerbestattung können zum Beispiel mit Angst vor erlittenem Schmerz verbunden sein.

Seebestattungen für einige verlockend durch das Gefühl, frei und ungebunden an einen einzigen Ort zu sein.

Die ganz nüchterne Tatsache, dass die Gestorbenen buchstäblich unter unseren Füßen begraben sind, kann einen bisweilen mit ganz praktischen Verhaltensfragen konfrontieren; wie zum Beispiel erreiche ich das kleine Grab, dort, mitten auf dieser Wiese? Ist es pietätslos, einfach querfeldein zu stapfen, darf ich das oder trete ich dann unweigerlich benachbarte Tote, ihre Gefühle sowie vor allem die Gefühle der Hinterbliebenen mit Füßen? Wie löse ich mein Dilemma? In jedem Fall führen die Unsicherheiten, die in diesem Fall mit der konkreten Verortung der Gestorbenen im Raum entstehen, dazu, dass ich mich mit allerfeinster Vorsicht fortbewege. Ein wenig wie eine schleichende Katze. Und als ich diesbezüglich einmal einige andere Friedhofsbesucher beobachte, finde ich, dass man bei vielen, diesen Katzentatzen-Schleichtanz feststellen kann. Deutsche Friedhofsbesucher betreten diesen Ort meist mit einer überaus zurückhaltenden Scheue. Scheue auf der einen Seite begünstigt Sensibilität, ist behutsam und öfter taktvoll. Vorsichtig eben. Scheue andererseits kann aber auch schnell einschüchternd werden - vor allem ist das Gebot einschüchternd, sich zwingend und größtmöglich zurückhaltend zu verhalten. Scheue kann dann im Dienste eines angepassten Bildes der Demut gegenüber den Toten auch die individuellen Gefühle eines trauernden

Hinterbliebenen untergraben und auch ersticken. Der Ort Friedhof kann durchaus zu einer Bühne sozialer Kontrolle werden.

Auf dem Cementiri de Montjuïc trete ich mit festem Schritt auf die Steintreppen, ist ok so - das Kostbare ist ja viel mehr dort ... oben.

Wem gehört der Friedhof? Den Toten oder den Lebendigen?

Nach einem Tod bleiben die lebendigen Liebenden zurück. Und eine wesentliche Funktion eines Grabes, genauer auch seiner individuellen Gestaltung und des dafür bereitgestellten Rahmens besteht darin, den Hinterbliebenen einen Raum für ihre Trauerverarbeitung zu geben. Dazu passt das vertraute Bild, auf Gräbern kleine und größere Andenken und Dekorationen vorzufinden. Manchmal nur kleine Engelchen, manchmal die Ausbeute eines halben Bastelkellers, die dort ihren Platz gefunden hat. Um vielleicht dem Toten eine angenehme Umgebung schaffen, sicherlich aber auch, um den Trauernden einen Ort zu geben, an dem sie sich weniger verloren fühlen müssen. Dazu passt, dass viele Menschen dort viele Stunden bei intensiver Gärtnerarbeit verbringen. Dazu wiederum passt folgerichtig auch, dass ich nicht wenige Familien inklusive meiner eigenen kenne, die in ihren Gärten und Wohnungen zu Hause mittlerweile jene riesigen Pflanzenstauden beherbergen, welche ihre Kindheit gewissermaßen auf dem Friedhof verbrachten, bevor sie zu groß gewuchert waren und umgezogen wurden. Umgekehrt kann man Pflänzchen zu Hause keimen lassen, um ihnen dann auf dem Grab ein neues Zuhause zu geben. Der heimische Garten somit als Verlängerung des emotional wichtigen Grabes, beide in anrührender Weise miteinander verbunden.

Und wie ist das mit der Natürlichkeit?

Hier auf dem Berg Montjuïc ist es für die allermeisten Gräber nicht möglich, sie zu bepflanzen. Dies ist in erster Linie ja eine Besonderheit des mediterranen Raums, Friedhöfe sind dort meist geprägt von Steinen unterschiedlicher Beschaffenheit und nicht zuletzt wegen der hohen Sommertemperaturen hat man sich sehr klug gegen eine Begrünung entschieden. Im speziellen Fall des Friedhofes auf dem Montjuïc-Berg fällt dem Betrachter dieses Fehlen des echten Grüns vielleicht nur besonders ins Auge, wenn man nämlich die Fassade aus hunderten schubladenartigen und übereinander gestapelten Grabkammern besieht. Niemand würde einen Haselnussstrauch 7 Meter über dem Erdboden in eine Felswand säen! Und dann kommt aber noch dieses seltsame Bild hinzu: es gibt hier, auf dem Cementiri de Montjuïc sehr wohl wildes Grün: in sehr vielen der Grabschubladen, die wohl so alt sind, dass die Toten entweder aus ihrem Inneren geräumt sein müssen, oder die einfach so schon seit langem leer stehen, wuchern haltlos und unbeirrt feinblättrige Zweige und etwas, das beinahe moosfarbigen Algen gleicht. So etwas in der Art jedenfalls.

Und dann er Punkt der emotionalen Gestaltung! In dieser Beziehung toppt der Cementiri de Montjuïc so ziemlich alles, was man auf deutschen Friedhöfen zu Gesicht bekommt. So viel Kitsch und Kitschigkeiten, habe ich selten auf so engem Raum gesehen.

Welchen Ort geben wir unseren Toten = wie betrachten wir den Tod?

Eine Frage, die sich einstellt, nämlich, was sich gemeinhin in unseren Köpfen abspielt, während wir durch die Architektur unsere Friedhöfe schlendern, ist eine sehr wichtige! Bleiben diese vielen hundert Quadratmeter eine tote Fläche, handelt es sich um einen Ort der puren, weil ausgestorbenen Stille? Wohl kaum. Wo soll denn unsere Phantasie bleiben, die wir doch sonst den lieben langen Tag mit uns herumtragen, nachdem wir ein Friedhofstor durchschritten haben? Wohl kaum ausgesperrt vor der Pforte, geht ja gar nicht. Es wäre seltsam, wäre ein Friedhof der einzige Ort, der nicht von den Geschichten mitgeprägt würde, die in unseren Köpfen gesponnen werden. Wir befinden uns also bei der Frage, wie Architektur und Phantasie sich gegenseitig beeinflussen.

Ein Freund von mir sagte einmal, er könne bei Friedhofsbesuchen nicht aufhören, sich eine unterirdische Versammlung vollends transparenter – weil ja nur auf ihre Essenz zurückgeworfener – Seelen vorzustellen. (Tante Hedwig, Gott hab sie selig, würde hier sofort protestieren, weil sie es besser wusste: „Die Seele, die fliegt sofort nach oben! Deshalb öffnet man ja nach einem Todesfall ganz schnell das Fenster!“ Nun, wie dem auch sei -)

Es sei eigentlich eine ziemlich lustige Vorstellung, sagte dieser Freund, weil die durchsichtigen Seelen für ihn unweigerlich auch ganz deutlich Meerestieren ähnelten, „vor allem Aalen“, setzte hinzu und lief ein bisschen rot an. Und naja, alles in einem handle es sich dabei, das könne man sich ja vorstellen, dann auch um ein ziemliches Gewusel, man müsse nämlich wissen, dass er obendrein vor seinem inneren Auge einen riesigen (wirklich riesigen!),

sagte er) Holztisch sähe, an dem rund um die Uhr heftige Debatten geführt würden, permanent käme es also zu hitzigen Diskussionen dieser seligen Aalwesen, im underground der Friedhöfe sozusagen. Und er, dieser Freund, habe manchmal so einen Familienausflug zum Grab seiner verstorbenen Tante deshalb regelrechte Angst, einfach weil es schon einmal vorgekommen sei, dass er bei dem Bild hunderter ätherischer, übereifriger Aale vollkommen unangebracht habe laut loskichern müssen. Seitdem sei er bei Teilen seiner strengprotestantischen Familie irgendwie verschrien.

Der Verstoß gegen strenge Gebote des Respektes gegenüber dem Tod ist hier das eine, vor allem aber finde ich persönlich das Bild vom unterirdisch-konspirativen Gewimmel ziemlich bestechend.

Und ich kann in mir bestimmt ein zumindest verwandtes Bild entdecken.

Auf dem Friedhof in Barcelona nun, muss ich dieses Bild revidieren. Nein, vielmehr, an diesem Ort taugt meine gesamte, lebenslang antrainierte Phantasie der unter meinen Füßen im Verborgenen schaltenden und waltenden Wesen nicht mehr. Hier blicke ich hinauf und die mich umgebenden Gräber thronen überall in meinem Sichtfeld. Wenn ich mich auch selbst jetzt von dieser sich mir eingebrannten Seelen-Vorstellung nicht lösen kann, dann stellt sich jetzt allerdings die Frage, was diese Hundert und Aberhunderte Seelen hier treiben. Wie treten sie zueinander in Kontakt? (Denn das werden sie doch wohl!) Hangeln sie sich von Kammer zu Kammer, klettern sie behände und grazil die hohen Felswände hinauf, veranstalten sie Trapezartige Darbietungen wie im Zirkus, besuchen sie etwa den gegenüberliegenden Nachbarn, indem sie gekonnt zum Weitsprung ausholen? Ätherisch-agile Sommerspiele sozusagen? Erstreckt sich das Gewusel der Seelen hier in einem feinen überirdischen Netz hoch über unseren Köpfen? Ich denke – ja, vielleicht.

Am Ende kommt noch etwas hinzu. Schaue ich hier zu den Gräbern empor, muss ich meinen Kopf weit in den Nacken legen und fühle mich ganz schön klein angesichts der Macht all dieser Grabkammern, die sich in der Vertikalen erstrecken. Ein wenig eingeschüchtert werde ich durch die Monumentalität und handelte es sich nicht um einen Friedhof, würde ich nicht zögern, es eine Machtgebärde zu nennen, die von all den bewohnten Gräbern ausgeht. Vielleicht passt die Machtgebärde dennoch und soll genau eine solche darstellen. Und bei alledem kann ich – trotz Reckens- immer noch nicht gut sehen, ich recke weiter den Hals und das ganze erscheint mir ein wenig wie ein Versteckspiel. Bei dem ich allerdings den Kürzeren ziehe...

Zuhause auf den Friedhöfen deutscher Städte bin ich sehr vertraut mit einem ganz bestimmten Bild: der gebeugte Nacken zerbrechlich wirkender Senioren, die demütig und schwermütig hinab auf das Grab schauen, das sie besuchen. Ich finde das immer wieder ein anrührendes Bild. Ich finde allerdings auch, dass diese gebückte, hinabzeigende Haltung selbst diese Menschen *beugt*, gewissermaßen. Eigentlich sind sie noch stark, tatsächlich müssen sie ausreichend kraftvoll sein, sonst stünden sie nicht dort. Aber mir kommt es so vor, als sehe der gebeugte Nacken aus wie ein gemeines, schlechtes Gewissen, das an diesen armen Menschen nagt, und sich von der Tatsache nährt, dass sie selbst weiterleben dürfen. Ich bilde mir das ein, und wenn ich das tue, finde ich die Sache tragisch. Denn das schlechte Gewissen kollidiert mit der eigentlichen Trauer angesichts eines verlorenen Menschen.

Es hatte vielleicht eine halbe Stunde gedauert, bis wir den Gipfel des Friedhofs erreicht hatten, Meeresbrise, Möwenschrei, dann wieder abgestiegen und den Cementiri verlassen hatten.

Am Ende formt sich dein Bild einer besuchten Stadt aus einem Puzzle der kleinen Orte, die dir begegneten. Oder du ihnen, ist immer schwierig zu sagen, wie herum das nun eigentlich funktioniert. Manchmal sind darunter Orte, die nicht eindeutig sind und die in Wahrheit vielleicht eine Menge über die Stadt, das Land erzählen können, das du da besucht hast. So können Gedanken zu einer Friedhofskultur des Cementiri de Montjuïc vielleicht eigentlich Dinge über eine bestimmte Lebenskultur erzählen. Oder vielmehr nur: über das Befassen mit der jeweils eigenen Kultur. Denn am Ende lautet die Frage nur –

Wie beantwortet jeder all die Fragen für sich?

Charlotte

Around the world mit Horst Kächele

Ich habe lange überlegt, was sich bei mir nach unserem Trip nach Barcelona am Nachhaltigsten eingeprägt hat. Die Stadt ist wunderschön, das Zusammentreffen mit den spanischen Kolleg*innen und dem ausgewanderten Verleger waren interessant. All das hat sich bei mir festgesetzt. Ebenso wie unser kautziger AirBnB-Vermieter, der im Prinzip eine Persiflage seiner eigenen Person darstellte. Eine wunderschöne Aussicht über Barcelona zum Mittagessen, viele lustige, spannende, und auch tiefgehende Gespräche mit unterschiedlichen Menschen in diesen Tagen. Gemeinsames Hörbuch-Hören zum Einschlafen, während draußen der Verkehr der abendlichen Stadt vorbeirauscht. Geocachen um die Stadt zu entdecken- durch die GPS-Daten in verwinkelte Ecken gelockt, wunderschöne Plätze finden. Auf ein Hochhaus klettern und von dort aus die ganze Stadt bewundern, wie sie da liegt und vor sich hinleuchtet. Ein riesiges, wie ein Phallus anmutendes, bunt leuchtendes Gebäude in Mitten der Stadt, welches alle Blicke auf sich zieht. Umgebaute Stierkampfarenen, köstliches Essen in einem ziemlich heruntergerockten Restaurant. Bier und Gespräche, im Kreis sitzend auf den Straßen der Stadt. Streetart, wohin das Auge schaut. Und dann auf einmal auf einer Privatparty gelandet- ein altertümlicher Fahrstuhl führt uns hoch in eine große Wohnung voller netter Menschen.

Viele verschiedene Eindrücke, die mich seit dem Trip begleiten. Am nachhaltigsten aber ist und bleibt das Gefühl, mit Horst Kächele zu reisen. Ein Mann, der vieles gesehen und allerhand erreicht hat und der meine Zeit an der IPU wie kaum ein anderer prägt. Die Gründe hierfür zeigen sich auf solchen Reisen immer wieder deutlichst. Nach so vielen Jahren in der Forschung noch immer und immer wieder begeistert, die Arbeit anderer kennenzulernen. Immer wertschätzend und immer kritisch. Immer eine Idee für den nächsten Schritt dabei, ohne überheblich zu wirken. Das gilt sowohl gegenüber den Kolleg*innen, die bei jeder Reise zu irgendeinem Zeitpunkt getroffen werden als auch für uns Studierende. Hier ist jemand, dem daran gelegen ist, Geschichten von Menschen zu hören, sie zu motivieren, hilfreich zur Seite zu stehen und das alles immer auf Augenhöhe. Warum organisierst du, lieber Horst, „Hotte“, Kächele diese Reisen neben all der Arbeit, die du ohnehin schon hast? Weil du Bock drauf hast. Weil du Menschen und Wissensquellen verbinden und Möglichkeiten für diejenigen schaffen willst, die das Erbe der psychologischen Forschung weitertragen sollen. Ich danke dir für die Inspiration!



Stephi

Spaniens Gesundheitssystem

Seit dem offiziellen Eintritt der Demokratie im Jahre 1978, gilt ein universelles Gesundheitssystem in Spanien. D.h. alle Behandlungskosten, sowie ein Teil der Arzneimittelkosten (außer Zahnarzt) werden für alle Bürger übernommen.

Die staatliche Krankenversicherung wird durch allgemeine Steuereinkommen und durch Abgaben auf Löhne und Gehälter finanziert. Die Steuern sind von Bundesland zu Bundesland verschieden. Laut der DGVT wird, abgesehen von der Zahnmedizin und Psychotherapie, eine hohe Qualität der Versorgung und Abdeckung durch die staatliche Krankenversicherung erreicht. Private Krankenversicherungen unterscheiden sich von denen zu Deutschland, dass an getrennten Orten behandelt wird. Die Ausstattung und die Qualifikation der Ärzte unterscheidet sich jedoch nicht.

Psychosoziales Gesundheitssystem

Bis 1975 war die einzige Behandlung für psychisch erkrankte Menschen eine stationäre, meist lebenslange Unterbringung in einer Nervenklinik. In den darauffolgenden Jahren wurde es zusätzlich möglich, Psychologie als Hauptfach zu studieren, welches vorher nur ein Nebenfach in Philosophie war. Der damalige Gesundheitsminister, Ernest Lluch, veranlasste 1985, dass psychiatrische Leistungen erstmals in die staatliche Versicherung aufgenommen wurde, sowie die Schließung aller Einrichtungen, in denen Menschen langfristig untergebracht worden sind.

Dennoch wird in der heutigen Zeit die psychosoziale Versorgung nicht so sehr wie das staatliche Gesundheitssystem gestützt. Die Angebote der staatlichen Krankenversicherung werden durch weitere psychosoziale Angebote der privaten Krankenversicherung, sowie von Organisationen wie das rote Kreuz oder der katholischen Kirche ergänzt. Während die staatliche Krankenversicherung ein Verhältnis von Krankenhäusern zu psychotherapeutischen Einrichtungen 5:1 hat, bemüht sich die katholische Kirche um ein 1:1 Verhältnis.

Wird eine psychosoziale Versorgung durch den Staat angewendet, ist diese meist rein psychiatrisch ambulant bzw. teilstationär. Eine langfristige Behandlung ist nicht möglich und die Behandlung wird zum größten Teil nur von Psychiatern und pharmakologisch durchgeführt.

Es gibt sogenannte „Unidades de Salud Mental“ (Mental Care Units), in denen Psychiater, Psychotherapeuten und Sozialarbeiter zusammenarbeiten und die Behandlung durch Psychotherapie ergänzen. Es gibt bisher leider nur sehr wenige solcher Zentren. Es gibt kein eigenständiges Fachgebiet für Kinder und Jugendpsychiatrie.

Mit einer privaten Krankenversicherung sind die Angebote vielfältiger und es sind lange Behandlungen möglich. Private Organisation entstehen z.B. durch Angehörige der Patienten. Ein der größten dieser Vereine ist mit über 6000 Mitgliedern ist die „Asociación de Víctimas del Terrorismo“ (AVT), die sich für die psychosoziale Versorgung und die juristische Unterstützung von Terroropfern einsetzt. Hier dran ist auch das rote Kreuz beteiligt. Als 1985 die Einrichtungen geschlossen wurden, wurden viele Patienten, die nicht anderweitig unterbracht werden konnten, von Nonnen betreut. Seitdem wird die katholische Kirche auch in Hinsicht der psychosozialen Versorgung vom Staat unterstützt. Die meisten Patienten, die sich psychotherapeutisch behandeln lassen wollen, besuchen Privatpraxen, die weder von der staatlichen noch von der privaten Krankenversicherung gedeckt ist, sodass Patienten selber bezahlen müssen (ca. 50€/Stunde). Um eine Privatpraxis eröffnen zu können, muss der Arzt bzw. Psychologe ein Gewerbe anmelden und zusätzlich regelmäßig Abgaben an die entsprechende Berufskammer zahlen.

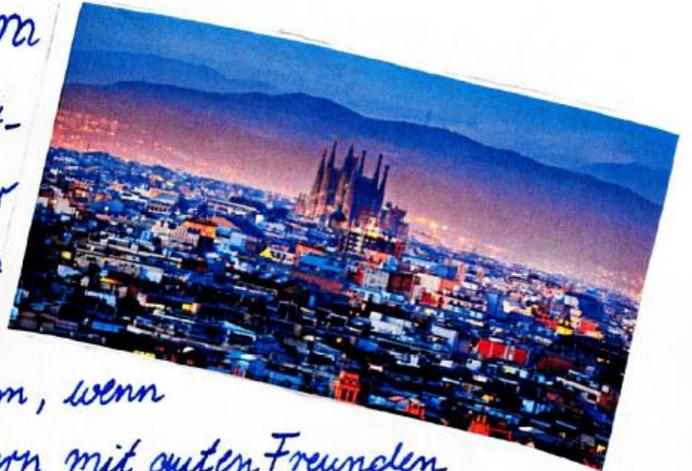
Abenteuer Barcelona

von Jonathan Mühlbauer

Barcelona, Metropole an dem

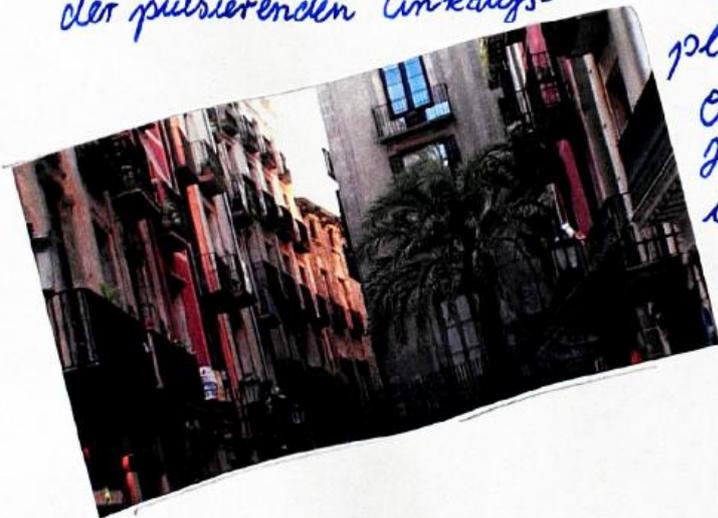
Balearen-Meer, stolze Hauptstadt Kataloniens, Heimat vieler Kunst- und Kulturschaffenden kurzum eine Stadt, die man

besucht haben muss. Vor allem, wenn man dabei nicht allein, sondern mit guten Freunden unterwegs ist. Barcelona lockt mit Sehenswürdigkeiten wie der Sagrada Familia, dem Picasso-Museum oder Architekturschätzen des Modernisme, zum Beispiel den berühmten Häusern von Antoni Gaudi.



Auch abseits der ausgetrampelten Touristenpfade besticht die zweitgrößte Stadt Spaniens mit einem Charme, der irgendwo zwischen dem stolzen Geist vergangener Jugendstiltage und einer vor Energie sprudelnden Metropole mündet.

Der neugierige Entdecker, der zum Beispiel staunend auf einer der pulsierenden Einkaufsstraßen flaniert, kann sich plötzlich unerwartet in einer Oase der Ruhe wieder finden. Hier, wo eine betagte Frau ihr Federbett aus dem Fenster schüttelt und eine Katze zwischen Blumenköpfen hervorspäht,



scheint die Zeit stehen geblieben zu sein und die Hektik da draußen ist mit einem Mal zur Bedeutungslosigkeit geschrumpft.

In der Altstadt reihen sich die Häuser möglichst aneinander und bilden ein Labyrinth aus engen Gassen, in denen man sich verläuft, um gerade wenn man verzweifelt zum x-ten Mal den Stadtplan zu Rate zieht, auf einmal am Hafen steht.

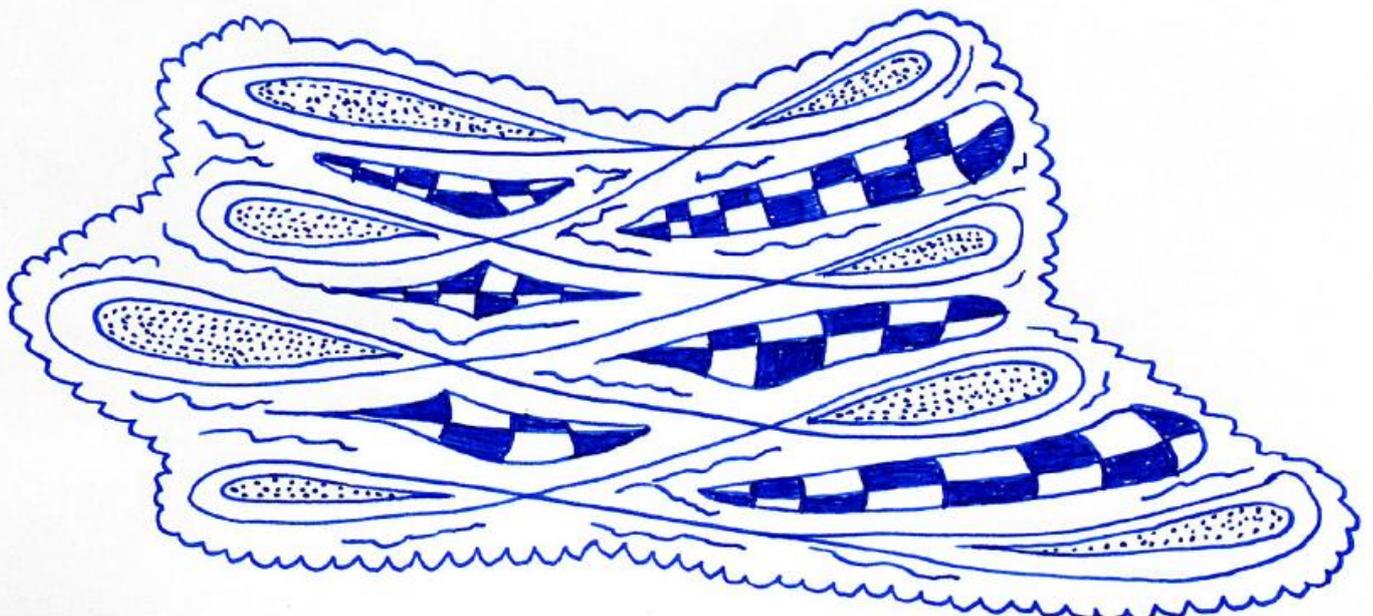
Von dort zum Strand man, wenn angelangt Schuhe um den zwischen zu spüren.



Zus ist es nicht mehr weit

an dem man dort ist, die Zus zieht, feinen Sand den Zehen

Und während eine verspielte salzige Melresbrise durch die Haare weht, steht man Gedankenversunken da, lauscht der Brandung und blickt hinaus aufs Meer, zum Horizont.



Eindrücke von der Studienfahrt nach Barcelona

Die Studienfahrt mit Horst Kächele (HK) war, wie erwartet, mal wieder eine schöne Bereicherung. Ein Großteil der Gruppe traf sich am Mittwochmorgen (23.11.16), einen Tag bevor das Programm in Barcelona starten sollte, am Flughafen, um die Reise gemeinsam anzugehen. Zweieinhalb Stunden später waren wir auch schon da – irgendwie doch auch immer wieder beeindruckend, wie man so schnell von einem Ort zu einem ganz anderen gelangen kann! Am Flughafen wartete dann auch schon ein Taxi, welches Stephanie, Julia, Nora, Charlotte, Jonathan und mich zu unserer angemieteten Wohnung bringen sollte. Dort wurden dann noch schnell die Schlafplätze aufgeteilt und dann zog es uns in die Stadt. Der erste Eindruck von Barcelona war schon ein sehr guter. Es war deutlich wärmer als in Berlin und das südländische Flair ließ Urlaubsgefühle in uns aufkommen. Zum Tagesabschluss gab es noch eine gemeinschaftliche Kochaktion, bevor alle ganz geplättet von den vielen Eindrücken ins Bett fielen.

Am nächsten Morgen ging dann auch das Programm los. Pünktlich um 8:30 Uhr trafen wir HK und seine Frau vor dem Gebäude von Sant Pere Claver, wo wir den ersten Vortrag hören sollten. Zunächst gab es einen Überblick über die Entstehung von Sant Pere Claver: Dabei handelt es sich um eine „non profit foundation“, welche 1948 gegründet wurde und zunächst nur aus freiwilligen Helfern bestand. 1977 wurde dann in der Einrichtung die Psychotherapie eingeführt, was eine Besonderheit für Spanien war. Das neueste Projekt der Organisation ist nun, eine Unterkunft für Obdachlose mit psychischen Erkrankungen einzurichten. Anschließend folgte noch ein Überblick über die einzelnen Abteilungen des Sant Pere Claver mit einer anschließenden kleinen Pause. Nachdem wir uns mit Getränken und Snacks gestärkt hatten, ging es weiter mit einem Vortrag von HK. Die Hauptbotschaften waren dabei unter anderem, dass es das Hauptziel der Psychotherapie ist, eine sichere interne Basis beim Patienten zu schaffen. Laut HK würde die Gesundheit der Patienten noch einmal zusätzlich verbessert, wenn sie sechs Monate nach Therapieende noch einmal eine Sitzung hätten, um das internalisierte Bild des Therapeuten aufzufrischen. Damit konnten wir alle gut übereinstimmen. HK merkte aber auch kritisch an, dass es normal sei, dass nicht jeder durch Psychotherapie geheilt werden kann. Die Psychotherapeuten würden sich an dieser Stelle zu viel aufbürden, Diabetes müsse schließlich auch lebenslanglich behandelt werden. Ein Blickwinkel der sicherlich häufig übersehen wird. Nach einer kurzen Pause erwartete uns ein weiterer Vortrag von HK über negative Effekte von Psychotherapie. Es ging wieder darum, dass bei manchen Patienten die Symptomatik durch Psychotherapie sogar noch verschlimmert werden kann. Dafür gibt es die unterschiedlichsten Gründe, wie etwa die Technik oder die Persönlichkeit des Therapeuten. Aber auch Themen wie „Cultural Fitting and Migration“ und die Rolle der Gegenübertragung und deren Potenzial für Therapiefehler wurden diskutiert sowie sexueller Missbrauch in der Psychotherapie. Als Maxime nannte HK „Behave in a way that other therapists always could be present“; Sobald man anfängt über ein Thema nicht zu sprechen ist man in einem gefährlichen Feld.

Dann war es Zeit für eine Mittagspause vor dem Besuch im Herder Verlag. Wir beschlossen ein wenig durch die Stadt zu gehen und uns ein sonniges Plätzchen zu suchen, um eine Kleinigkeit zu essen. Bald marschierten wir schon einen wunderschönen Berg hoch, wo wir uns in einem kleinen Park mit Blick über die Stadt und das Meer am Horizont ein wenig ausruhen konnten. Auch da zeigte sich Barcelona wieder von seiner schönsten Seite! Nachdem die Bäuche gefüllt waren stellte sich sehr schnell heraus, dass wir alle unterschiedliche Wünsche für die Gestaltung der restlichen Pause hatten, sodass wir uns in kleinere Gruppen aufteilten. Julia, Charlotte und ich machten uns einfach mal auf den Weg dahin, wo wir fanden dass es schön aussah – und wir wurden nicht enttäuscht! Wir stiegen durch wunderschöne Parkanlagen mit Olivenbäumen, Kakteen und schönen blühenden Sträuchern, zwischen welchen sich immer wieder kleine Aussichtspunkte mit einem atemberaubenden Blick über die Stadt eröffneten. Wir stiegen immer höher und plötzlich kamen wir an einem Friedhof an. Diese hohen Wände, in welche die Urnen eingelagert und mit diversen (glitzernden) Stoffblumen und Bildern verdeckt waren beeindruckten uns durchaus, dazu vermutlich in Charlottes Bericht mehr. Da sich die Pause so langsam auch dem Ende zuneigte beschlossen

wir langsam an den Abstieg zu denken. Aus irgendeinem Grund, der keinem so recht klar wurde, verliefen wir uns alle in Barcelona immer wieder und nahmen schließlich ein Taxi, da es nicht viel teurer als die Bahn war und wir nicht so recht wussten, wie wir zum Verlag kommen sollten. Der Direktor des Herder Verlags, Herr Dr. Raimund Herder, empfing uns sehr herzlich. Wir waren zunächst ein wenig skeptisch, ob der Besuch beim Verlag so ergiebig sein würde, unsere Zweifel wurden jedoch sehr schnell beseitigt. Herr Dr. Herder ist ein äußerst sympathischer Mann und die Unterhaltung mit ihm war sehr anregend. So erzählte er vom Verkauf psychoanalytischer Bücher in Spanien, warum es weniger wurde und wie der Verlag versucht dagegen anzugehen, sowie über Vor- und Nachteile des E-Books. Nicht zuletzt wurde ein Vertrag für den Druck der überarbeiteten Ausgabe von HKs Lehrbuch in die Wege geleitet. Nach dieser anregenden Unterhaltung waren wir doch recht erschöpft und machten uns auf den Weg Richtung Wohnung, um dort einen gemütlichen Abend zu verbringen.

Am nächsten Morgen trafen wir wieder HK und seine Frau um die nächsten Vorträge von ihm zu hören. Heute ging es noch mehr um klinische Forschung als am Vortag, wobei die Inhalte für uns eher eine Wiederholung waren, da wir das meiste schon aus HKs Vorlesung (und Teile von uns von der letzten Studienfahrt in Lemberg) kannten. Aber doppelt hält ja bekanntlich besser. Zum Mittagessen wurden wir sehr nett von den spanischen Kollegen in die Cafeteria der Privatuniversität, an welcher die Vorträge stattfanden, eingeladen. Andrés, welcher schon den ganzen Vormittag HKs Vorträge mit Bravour übersetzt hatte, war auch hier wieder eine sehr große Hilfe, damit wir die Speisekarte überhaupt verstehen konnten. Ruckzuck war die Pause auch schon wieder rum und die Vorträge gingen weiter. Am späteren Nachmittag und Abend bleibt aber wieder ein wenig Zeit zur Stadtbesichtigung, die wir dann auch nutzen wollten. Gesagt getan, marschierten wir wieder los und bekamen noch einige schöne Eindrücke, unter anderem von der Sagrada Familia, der äußerst beeindruckenden Kirche in Barcelona. Charlotte, Nora, Jonathan und ich wurden jedoch früher als die anderen müde und beschlossen zurück in die Wohnung zu gehen. Und wieder passierte es: wir verliefen uns ganz schrecklich und wanderten ca. 30 Minuten in die exakt entgegengesetzte Richtung, um am Ende ein Taxi zu nehmen...naja.

Dann war auch schon Samstag, der vorletzte Tag und „informal talk“ mit spanischen Psychoanalytikern der SEP (Spanish Society of Psychoanalysis) und IARPP (International Association of Relational Psychoanalysis and Psychotherapy) stand auf dem Plan. Wieder meisterte Andrés wunderbar seine Aufgabe als Übersetzer, sodass wir an der regen Diskussion über Psychoanalyse, ihren Stand in Spanien und die Forschung dazu teilhaben und uns zum Teil auch beteiligen konnten. Danach teilten sich unsere Wege wieder für einige Stunden. So zogen Nora, Jonathan und ich los in Richtung Picasso Museum. Zum Glück hatten wir in weiser Voraussicht am Abend zuvor schon online Tickets gekauft, denn die Schlange war auch im November noch ewig lang! Die Ausstellung war absolut sehenswert und Dank Audioguide sind wir nun um einige Informationen zu Picasso reicher. Nach einem kleinen Erholungskaffee trafen wir dann wieder auf Julia und Stephi und schlenderten noch ein wenig durch die kleinen Gassen Barcelonas und erstanden so manch ein schönes Erinnerungsstück. Ruckzuck war es dann auch Abend und wir trafen HK und seine Frau zum Abendessen in der Nähe ihres Hotels, wo die beiden uns lieberweise einluden! Es war wieder eine sehr gesellige und muntere Runde und so manch ein schönes Bild, wie das des „Abendmahls“ entstand.

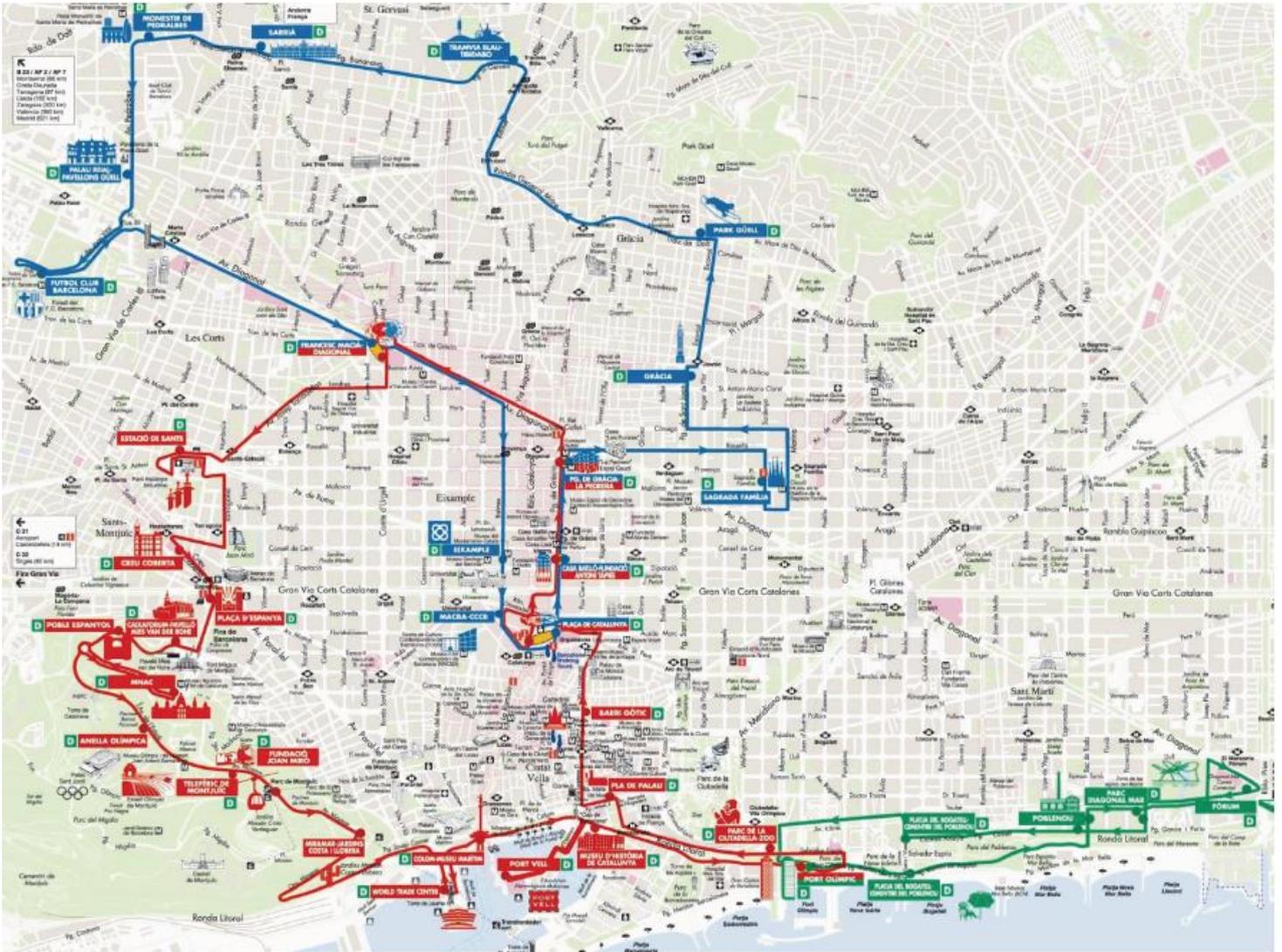
Zum Abschluss wanderten wir Sonntagmorgen noch mit unseren Koffern und Rucksäcken an den Strand, das musste noch sein! Die Sonne schien auch wunderbar, sodass wir uns noch einmal richtig mit Licht und Wärme auftanken konnten, bevor es (durch ein Gewitter mit einem etwas wackeligen Flug) zurück nach Berlin ging. Insgesamt war es wieder eine sehr reichhaltige und schöne Studienfahrt mit vielen Eindrücken, die große Lust auf eine nächste Reise mit HK und seiner Frau machen!

Leonie

Eine Bustour durch Barcelona - von Kathi und Leur

Die Studienreise nach Barcelona war insgesamt sehr schön! Im November dem kalten und grauen Berlin zu entfliehen und einige Tage in sonnigen Barcelona zu verbringen war der Hit.

Da wir leider nur insgesamt 5 Tage im Barcelona verbringen konnten, haben Stephi und wir uns dafür entschieden am dritten Tag in die Welt des Mainstream-Tourismus einzutauchen und eine Hop-on-Hop-off-Bustour durch die Stadt zu machen.



Wir sind zuerst auf der Blauen Route gefahren und dann in die Rote umgestiegen, die beide jeweils an den wichtigsten Gebäuden, Denkmälern und Sehenswürdigkeiten Barcelonas entlangführen.





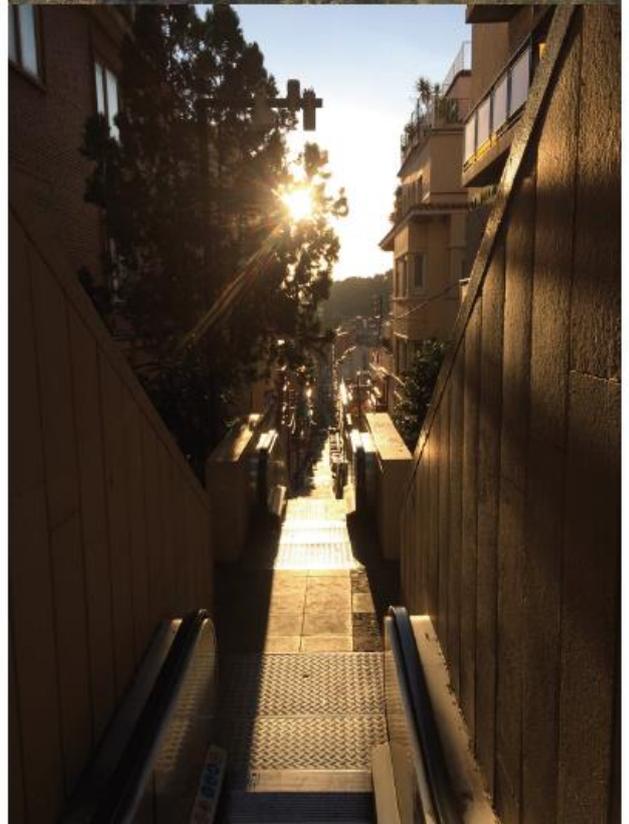
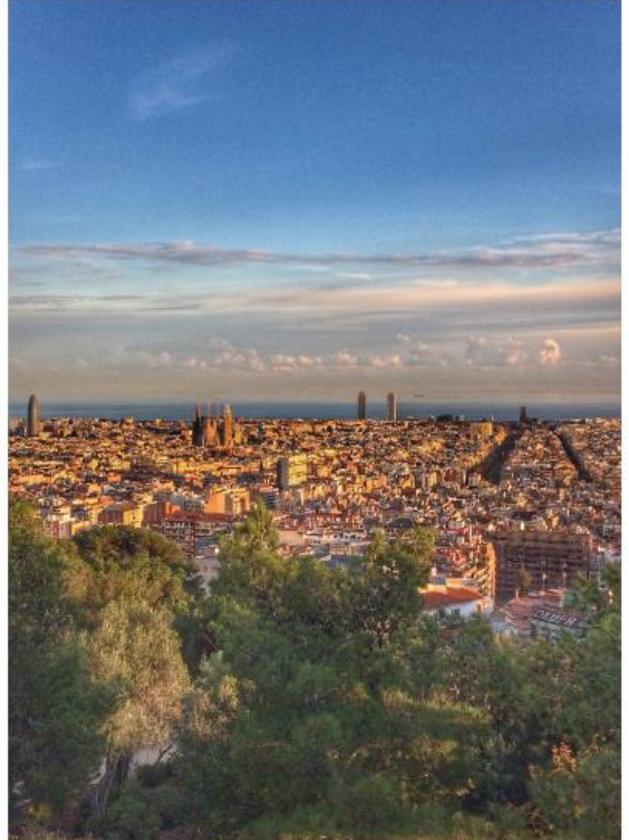
Am schönsten hierbei war der Parke Güell. In dieser wuseligen Stadt den Park auf dem Berg heraufzusteigen und über die ganze Stadt zu blicken war nach dem Input

der Bustour und immer nur Häuserwänden und Architektur genau das richtige. Auf dem Weg hinauf sind wir durch Wohngegenden und Parks gelaufen, vorbei an Schulen und Lebensmittelgeschäften. Das tollste an dem Aufstieg war die in den Berg gebaute Rolltreppe. Diese vierstufige Installation war auf den letzten Metern wie eine Art Belohnung.

Oben angekommen sind wir durch die Sonne spaziert und haben verschiedenste Ecken des Parks auskundschaftet, um Stephi beim Finden ihrer Geo-Cashing zu helfen. Wir haben das noch nie vorher gemacht, fanden es aber extrem spaßig auf einer geheimen Schnitzeljagd unterwegs zu sein. Auf diese Art erkundet man eine Stadt ganz anders. Fast wie als Kind und auf alle Fälle sehr viel aufmerksamer als wenn man sich einfach nur so alles ansehen würde. Obwohl wir uns dagegen entschieden den sündhaft teuren Eintritt ins Gaudi Museum zu bezahlen, hatten wir doch einen wunderschönen Ausblick und Blick über seine kunstvollen Gebäudekreationen.

Auf dem Weg zum nächsten Busstop haben wir uns Zeit gelassen und sind gemütlich durch die unter dem Park liegenden Viertel gelaufen. Uns alle drei begeistert unter anderem die Wohnkultur in anderen Städten und wir schauten voller inbrünstigem Neid auf all die Dachterrassen, die die Dächer Barcelonas bestücken.

Unterwegs kauften wir uns noch einige kleine Leckereien und steuerten auf die Segrada Familia zu, ein Bauwerk Gaudis welches bis heute nicht fertiggestellt wurde und daher permanent in Baugerüsten steckt. Begonnen wurde der Bau 1882 und soll zu Gaudis 100. Geburtstag 2026 fertig gestellt werden. Wir sind gespannt!





Auf der Suche nach einem nächsten Busstop und voller Neugierde uns noch weiter die Füße zu vertreten schlenderten wir noch durch das Barrio Gòtico an, was auch ein Stopp auf der Roten Linie war. Die wunderschöne Architektur der Gebäude war sehr beeindruckend. All die engen Gässchen, die Spitzbögen und all die kleinen feinen Details, die in jede Gebäudemauer eingearbeitet waren ließen uns oft an die Buchreihe von Carlos Ruiz Zafón denken.

Auch der Mercado de la Boqueria im Zentrum der Stadt war ein Highlight. Die typisch spanischen Markthallen mit ihren gläsern-geschwungenen Metalldächern, ihren verschiedensten Ständen mit Tapas und exotischem Obst, dem Wein und Sekt und der ausgelassenen, geschäftigen Atmosphäre. Wir haben uns dort zu verschiedenen Tapas verführen lassen und uns damit auf den Vorplatz des Marktes gesetzt um ein Mittags-Picknick zu veranstalten und lauschten der kontinuierlichen Beschäftigung der bunten Masse um uns herum.

Neben der Marktkultur und der berausenden Aussicht, ist die spanische Café Kultur eine besondere Perle. Nachmittags Churros con Chocolate essen oder früh morgens, wenn die Stadt erwacht einen Cortado trinken in einer der typischen Café Bars, in denen man um die Uhrzeit alle möglichen Menschen trifft, die auf dem Weg zur Arbeit dort ihren Kaffee und ihr Pan con Chocolate verzehren und sich mit den Menschen aus der Nachbarschaft austauschen. Für Leur gibt es nichts Schöneres an Spanien als diese Tradition und diese Orte. Wie gut, dass wir genauso eine Café Bar um die Ecke hatten, in der wir uns am letzten Tag unser Frühstück besorgt haben um es uns dann vor der Abreise damit auf einer Bank in der Sonne gemütlich zu machen.



Barcelona ist schon ein besonderer Ort. Zwischen Gaudi-Gebäuden, Ruiz Zafón-Erinnerungen und dem freundlichen, spanischen Treiben hier die Möglichkeit zu haben, mit Kliniken, Analytiker*Innen und Therapeut*Innen über die momentane Versorgungsstruktur und Elemente der spanischen Therapielandschaft zu reden und in Austausch zu kommen, war für uns auch eine Chance, über unseren deutschen Tellerrand zu gucken. Dies wurde gerne angenommen.

Insgesamt war es eine sehr eindrucksvolle und interessante Reise. Wir bedanken uns bei Horst und all unseren Mitreisenden für die Möglichkeit diese Chance wahrnehmen zu können.

